

Hans-Hermann Pompe:

Regionale missionarische Kooperation. Eine schlafende Schönheit wecken

Studientag Ev.-Reformierte Kirche, Leer, 25.11.2014. Aus Zeitgründen wurden nur Teile dieses Impulses vorgetragen

Bei Zugfahrten komme ich gelegentlich mit anderen Reisenden ins Gespräch, wenn wir interessiert die Displays des anderen wahrnehmen. Vor einiger Zeit fragte mich ein Mitfahrer aus der Computerbranche zurück: „Und in welcher Branche arbeiten Sie?“ Er hatte auf meinem Display erst einen Bibeltext, dann Pressemitteilungen, dann einen Vortrag und schließlich Karikaturen gesehen, die Kombination hat ihn ziemlich verwirrt. Ich wollte es ihm nicht zu einfach machen, also antworte ich: „Ich bin im Change Management – ich berate größere regionale Einheiten im öffentlichen Dienst in notwendigen Veränderungsprozessen“. Etwas präziser bin ich dann doch geworden, aber im Veränderungsgeschäft sind wir alle, weil der Herr der Kirche gepredigt hat: Kehrt um, weil Gottes Herrschaft vor der Tür steht (Mk 1).

Eine Kirche, die als Reform-Bewegung entstanden ist, sollte eigentlich Veränderung mit Begeisterung begrüßen. Tut sie aber nicht immer; es gibt 50 und mehr Widerstände, es gibt Abwehr, Beharrung und Aussitzen. An einigen Punkten zu Recht: Lasst uns doch mal eine Weile in Ruhe unsere Arbeit machen!, stöhnen Mitarbeiter, die ständig neue Vorschriften auf den Tisch bekommen. Manches tarnt sich als Reform, was nur Papier bewegt, nennt sich Mission, weil das gerade dran ist.

Reform? Wie reagieren die Menschen in Ihrer Kirchenregion? Wir brauchen bestimmte strukturelle Veränderungen, aber wir brauchen parallel einen Mentalitätswandel – das zweite ist schwerer als das erste, und kaum jemand weiß so recht, was neues Denken, Mut zum Aufbruch fördert oder hemmt.

Ich möchte Ihnen ein Plädoyer zugunsten regionaler missionarischer Kooperation vorlegen. Wir sind im Zentrum Mission in der Region überzeugt, dass es einen gemeinsamen Mehrwert für alle Beteiligten zu entdecken gibt.

1. Region: Die schlafende Schönheit wach werden lassen

Dem Ganzen lag eine klassische Fehlplanung zu Grunde: Zur Taufe der Neugeborenen gab es nur 12 goldene Teller. Also verzichtete man auf den 13. Gast, ein klassisches Sparen am falschen Ende: Die Dame erschien uneingeladen, lud ihren ganzen Frust auf dem unschuldigen Kind ab und verbaute ihm damit die Zukunft. Am Ende fiel alles in einen tiefen Schlaf: Niemand bewegte mehr etwas, vollkommene Stagnation, und das gesamte Königreich verschwand hinter undurchdringlichen Hecken, soz eine extreme Milieuverengung. Kirchlich gesehen ist die Region oft wie eine schlafende Schönheit, die erst geweckt werden will, damit ein gehöriger Anteil an Stagnation und Begrenzung überwunden werden kann. Sie bietet u.a.:

- *Räumliche Nähe* als Erfolgsfaktor. Diese Grundidee der Regionalentwicklung setzt auf Unabhängigkeit von weit entfernten Entscheidern und auf Verdichtung von Beziehungen. Nähe schafft Transparenz und baut Vertrauen.
- *Regionale Identität* als Gegengewicht gegen die unpersönlichen Aspekte der Globalisierung. Region verschafft Kontext und Heimat, vermeidet in einer Art Sandwichposition die Enge des Ortes und die Unübersichtlichkeit großer Einheiten. „Schabbach“ im Hunsrück war eine Initialzündung für ein neues, unbelastetes Reden von Heimat in einer sich globalisierenden Welt.
- *Wechselseitiger Stärkenaustausch und gegenseitige Entlastung* für Kirche vor Ort. Einzelne Ressourcen fließen zusammen und ermöglichen Gemeinsames, was einzelne Träger – egal ob Parochie, funktionaler Dienst oder kirchlicher Ort – überfordert. Die gemeinsame Verantwortung für Mission in der Region entlastet vom permanent schlechten Gewissen angesichts der vielen unerreichten Zielgruppen: Was regional für Zielgruppen missionarisch geboten wird, die lokal nicht erreicht werden, hat dennoch lokale Effekte. Egal ob ein attraktiverer Konfirmandenunterricht Jugendliche regional (etwa durch eine regional starke Jugendgemeinde) bindet, verschiedene Arten von ausstrahlungsstarke Kirchenmusik die Pop- oder die Hochkultur regional erreichen, oder Bildungsangebote mit evangelischer Identität Akzente wie Glaubensvermittlung bieten.

Eine gelingende regionale Zusammenarbeit kann eine wechselseitige Entlastung für die Parochien, für regionale kirchliche Dienste und auch für die regionalen Einheiten der Kirchenkreise bedeuten. Es gibt z.B. bestimmte Zielgruppen, die erreicht man fast nur regional: Kulturinteressierte Erwachsene etwa, denen Qualität wichtig ist oder mobile Jugendliche, die sich nur unter größeren Ansammlungen Gleichaltriger wohlfühlen.

Ein Beispiel ist das missionarische Potential von „Kurse zum Glauben“. Da stehen Berufspendler oder Schülerinnen morgens an der Bushaltestelle vor großen Plakaten: Typen von Skepsis, Suche, Interesse. Eine goldenes G lädt zum Auspacken ein. Darunter ist zu lesen „Kurse zum Glauben. Eine Einladung der ev. Kirche“, eine Internet-Adresse und eine Telefonnummer. Wer interessiert ins Netz geht¹ oder anruft, entdeckt der Nähe verschiedene regionale Angebote zu einem Glaubenskurs. Und kann sich gleich anmelden – möglicherweise für eine geistliche Reise zur (Wieder-)Entdeckung des Glaubens. Weil eine Region sich zur missionarischen Initiative „Erwachsen glauben“ zusammengeschlossen hat, um viele Menschen zu einer erstmaligen oder erneuten Begegnung mit Kirche und Glaube einzuladen. Das gemeinsame Angebot hat eine erheblich höhere Qualität, kann sehr viel mehr Menschen ansprechen, es nutzt den Charme der Region, nutzt, was die Zusammenarbeit schenkt². Übrigens: Roland Rust, Superintendent von Braunsfels vermutet, dass eine regionale Glaubenskurs-Kampagne gerade im ländlichen Raum andere Menschen erreicht, weil viele nicht an ihrem kleinen Ort dahin gehen würden („ach, du hast es nötig!“), aber in der anonymen Distanz der Nachbarorte gerne kämen.

2. Abwehr. Der Nazareth-Effekt

Was uns beim Kochen oder im Garten leicht fällt, aus den Erfahrungen anderer zu lernen, gelingt bei erfolgreichen Nachbargemeinden zu selten. Eine wachsende kirchliche Arbeit löst eher Neid oder Abstand aus. Widersprüche kommen in uns hoch: Die haben Tricks, die wir nicht wollen! Bei uns klappt das nie. Wir fühlen uns in Frage gestellt: Wenn die das hinkriegen, warum wir nicht? Machen wir etwa keine gute Arbeit? Vielleicht gefällt es uns theologisch auch nicht, die handelnden Verantwortlichen wirken arrogant oder wir haben nicht genug Mitarbeitende um ähnliches zu starten.

Diese Abwehr nenne ich Nazareth-Effekt. Vorurteile entstehen gerade, wenn das Vorbild uns nahe und gut bekannt ist; wir haben unsere Erfahrungen mit ihnen. Jesus hat es in seiner Heimatstadt Nazareth selbst erlebt. Die Menschen dort erwarteten nichts von ihm: „Ist das nicht der Sohn von Zimmermann Josef?“ Ich habe neun Jahre übergemeindlich gearbeitet, um missionarische Inspirationen in Kirchenkreise und Gemeinden zu bringen. Gute Beispiele habe ich nicht aus dem Kirchenkreis genommen. Besser war zwei Kirchenkreise weiter, noch besser ein Beispiel aus anderen Landeskirchen, am besten aus der Ökumene: weit weg, kaum in Frage stellend.

Woher kommt dieser Nazareth-Effekt? Ich habe einen doppelten Verdacht. Zum einen leben wir in einer Wettbewerbs-Gesellschaft: Es kann nur einen Besten geben, eine Marktführerin, eine Goldmedaille. Das beeinflusst mehr als wir ahnen. Biblisch ist dieser Wettbewerb nicht – da sollen am Ende alle die Goldmedaille bekommen. Manche Pfarrkonvente habe ich in meiner Zeit als Gemeindepfarrer fast surreal erlebt: Niemand hatte Probleme, alle hatten nur Erfolge. Obwohl uns das Teilen von Pleiten, Pech und Pannen gut getan hätte.

Dazu kommt ein zweites: Innerkirchlich bauen wir eher auf Autarkie als auf Ergänzung. Unser Basismodell, die Parochie, hat so etwas wie einen dreifachen genetischen Defekt: sie muss für sich selbst auskommen (Autarkie), muss alles im Vollprogramm anbieten (Überforderung) und definiert Mitgliedschaft ausschließlich geographisch (Territorium). Zusammenarbeit, Ergänzung oder gar Unterstützung ist nur für den Notfall vorgesehen, wenn es nicht mehr anders geht. Das erzeugt eher Neid und Konkurrenz als Mitfreuen oder Mitleiden. Markus notiert den resignierten Satz Jesu „ein Prophet gilt nirgends weniger als dort, wo er gut bekannt ist“, und kommentiert: Jesus konnte dort nicht eine einzige Tat tun (Markus 6, 4-5). Nazareth spart sich die Neugier und verpasst so die Wunder.

3. Inspirieren. Der Thessalonich-Effekt

¹ www.kurse-zum-glauben.de

² Vgl die gründliche Auswertung von „Kurse-zum-Glauben“ aus den badischen Dekanaten Heidelberg und Ladenburg-Weinheim: Daniel Hörsch/Andreas Schlamm, Aufbruch in die Lebenswelten, Milieusensibles Marketing für Kurse zum Glauben in der Modellregion Heidelberg/Ladenburg-Weinheim, Projektabschlussbericht, Berlin/Dortmund 2012.

Ein Gegenmodell ist z. B. in Thessalonich zu finden: Eine von Paulus gegründete Gemeinde in Griechenland, die trotz schwieriger Startbedingungen Ausstrahlung entwickelte. Und zwar sowohl für ihre heidnische Umgebung als auch für die Nachbargemeinden in ihrer Region (1. Thess 1). Das Gemeinde-Klima ist bestimmt von Freude und Motivation (1,6). Die Gemeinde inspiriert und prägt Nachbargemeinden in der Nähe und Ferne (1,7); es gibt über sie ein „Dort-ist-etwas-los-Gerücht“ (1,9), das andere nicht neidisch macht, sondern ihrerseits ermutigt. Thessalonich und die ersten christlichen Gemeinden in der Umgebung haben etwas gelebt, was uns gelegentlich schwer fällt: mitzuleiden, wenn es einem Glied am Leib Christi schlecht geht – und sich mitzufreuen, wenn etwas spürbar gut geht (1. Kor. 12, 26).

Sie haben die gegenseitige Verwobenheit in der Region erkannt und geistlich gefüllt; sie waren nicht Konkurrenten um Menschen, Finanzen, Erfolge oder Zahlen, sie bildeten eine *gGmbH*, eine „geistliche Gemeinschaft mit bestärkender Hilfe“. Im NT hat der Umgang der Christen miteinander missionarische Auswirkungen auf die Umgebung. Die Menschen sind ja nicht doof: Wenn wir über von der Liebe Gottes reden, aber sie nicht untereinander leben, dann stimmt etwas nicht. Umgekehrt: Wo in einer Wettbewerbs-Gesellschaft Erfolg nicht zum Neid führt, sondern zum Mitfreuen, entwickelt das seinerseits eine enorme Ausstrahlung. Das biblische Wort für Erfolg ist Segen. Den sollen allerdings alle empfangen.

Wie können wir dieses Klima fördern, noch mehr zu solch einer *gGmbH* werden? Ich mache Ihnen drei einfache Vorschläge für einen innerkirchlichen Klimawechsel in der Region³.

3.1 Neugier: Fahren Sie einmal mit dem Presb oder mit wichtigen Mitarbeitenden hin zu einer interessanten Nachbargemeinde. Lassen Sie sich berichten. Schauen Sie sich genau an, was dort gut läuft. Fragen Sie, was die dort gemacht haben, welche Entscheidungen dahinter stehen. Lassen Sie sich dort auch deren Pleiten, Pech und Pannen erzählen – daraus kann man oft mehr lernen als aus dem Gelungenen. Und öffnen Sie Ihre eigenen Erfolge und Ihre Pannen für andere. Wie wäre es wenn in den nächsten Jahresberichten der Gemeinden einmal gefragt wird: Was ist daneben gegangen? Worunter leiden Sie? Was ist Ihre größte Anfechtung? Und: Was kann man bei uns lernen? Und was brauchen wir dringend?

3.2 Wechselseitige Beratung. Das älteste Modell von Visitation im NT (Apg 8, 14ff) will nicht Aufsicht, sondern Unterstützung. Visitation soll nicht kontrollieren, sondern stärken. Es gibt auch eine *horizontale Visitation*, bei der sich Gemeinden gegenseitig beraten⁴. Der holländische Pastoralsoziologe Jan Hendriks hat es so vorgeschlagen⁵: Gemeinden bzw. kirchliche Dienste und Werke besuchen sich gegenseitig mit dem Ziel der wechselseitigen Stärkung. Die Besucher sollen durch Fragen den Besuchten helfen, ihren Auftrag und ihre Identität zu klären und ermutigt zu werden. Die wichtigsten Impulse sind die Fragen: Wie geht es euch? Was sind eure Ziele? Was gelingt, was nicht? Die Besucher sammeln außerdem ihre Eindrücke, ggf auch Vorschläge und Hilfsangebote und melden sie der besuchten Gemeinde zurück. – Das kann man übrigens auch in einer Kurzversion zum inhaltlichen Schwerpunkt einer KS machen⁶.

3.3 Konkrete Projektunterstützung. Eine Gemeinde mit wenig Mitarbeitenden will ein großes Projekt machen, z. B. um an ihrem Ort neue Menschen für den Glauben zu erreichen. Es gibt Nachbargemeinden, die sie dabei durch Freistellung von Mitarbeitenden in wichtigen Phasen unterstützen. Einige übernehmen die Schulungen der Mitarbeitenden, andere beteiligen sich an den zeitaufwändigen Besuchen, eine Band oder ein sehr guter Chor stellen die Qualität der Musik für die Veranstaltungen sicher, der Superintendent schneidet sich Zeit aus den Rippen um die örtlichen Mitarbeitenden zu motivieren usw. *Alle* beteiligten Gemeinden erfahren eine hohe Motivation, auch die Geber merken: das tut uns gut. Eine Multiplikation der Freude. Und die Zielgruppen erleben praktizierte Solidarität – ein enorm faszinierendes Gegenmodell in einer Leistungs- und Erfolgsgesellschaft. Ich bin sicher, dass dieses Modell nicht nur wirkt, wo es Starke und Schwache gibt, sondern auch unter ähnlich Starken: Gegenseitige Unterstützung hat einen Mehrwert über die reine Addition von Ressourcen hinaus. Wie wäre es, wenn sich Ihre Gemeinden wechselseitig absprechen: Für *ein* Projekt im Jahr suchen wir Unterstützung – und *einmal* pro Jahr investieren wir Unterstützung in eine andere Gemeinde.

4. Wenn es nicht geht: Risiken verlangen Klärungen

³ Vgl zmir:werkzeug Vertrauensbildung in der Region, Dortmund 2011. Download oder Bestellung unter www.zmir.de

⁴ In der EKHn ist es regelmäßig vorgesehen und wird von den Regionalpräsidenten initiiert

⁵ Jan Hendriks, Gemeinde als Herberge, 2001, 185-215

⁶ Vorschlag in Pompe/Douglass, Arbeitsbuch die neue Reformation, 162ff, über das gmd Wuppertal zu erhalten

Thessalonich wurde von Paulus kurz nach einem heftigen Konflikt gegründet: Paulus und Barnabas trennten sich nach einem heftigen Streit über eine Personalentscheidung (Apg 15,36ff. 17,1ff) Es ging nicht anders, weil es nicht zusammen ging. Nach meiner Erfahrung gehören Gemeinden mit mehreren Pfarrstellen häufig zu den problematischen: Kolleg/innen oder Leitungsgremien blockieren sich über Jahre so, so dass nichts vorangeht. Es gibt auch Presbyterien, die Gemeindeentwicklung über Jahre durch interne Konflikte blockieren. Jenseits einer sinnvollen Streitkultur gibt es offensichtlich auch sinnlose Kooperationsforderung.

Für ein Klima der Verlockung zur regionalen Kooperation braucht es Agreements. Zwei davon verdanken wir Prof. W. Härle aus Heidelberg, der über 30 wachsende Gemeinden aus Deutschland untersucht hat⁷. Er erzählte bei unserer Starttagung in Volkenroda: Ein badischer Kirchenbezirk hat ihn für eine längere Begleitung gewonnen, musste aber zwei Bedingungen akzeptieren, die ich mit meinen Worten wiedergebe.

4.1 Freiwilligkeit. Niemand wird gezwungen etwas zu unterstützen, wogegen er sich mit Händen und Füßen wehrt oder wozu weder Motivation noch Kraft vorhanden ist. Es hat keinen Sinn, Menschen zu etwas zu verpflichten, wo Ihre Lust und Ihre Ideen gefragt sind, wenn sie es zutiefst ablehnen. Das wird bei gemeinsamen regionalen Aktionen zu einem Fleckenteppich führen, also einer akzeptierten Unvollständigkeit – denn dass alle Protestanten etwas gleich wichtig finden, ist eher selten.

4.2. Klarheit in der Gottesfrage. Wenn es in unserer Einladung um Gott geht, dann müssen wir voneinander wissen, was wir miteinander verlässlich teilen. Keine Normierungen, kein Schema, kein Einheitsbrei, aber etwas wie der gemeinsame Glutkern unseres Glaubens. Da lohnt es sich zu investieren, um weiter ausreifen zu können.

4.3 Ich ergänze als drittes Agreement meinerseits *Mut zum Risiko*: Bei einer Studienreise mit Osnabrücker Superintendent/innen zu Aufbruchs-Experimenten in der anglikanischen Kirche in London ist uns ein Satz der Engländer hängen geblieben: „Gott liebt Experimente“. Es meint Risikobereitschaft, die Erlaubnis mit Lust zu scheitern und auch eine Art kirchlicher Experimentier-Ermutigung. Bei einer Fachtagung kommentierte der Superintendent von Stendal: „Wir brauchen also eine fehlerfreundliche Dienstaufsicht: wer etwas wagt, weiß erst hinterher, ob es geklappt hat“. Aber ohne dieses Risiko kommt es nicht zu Veränderung oder Aufbruch.

5. Ortsgemeinde und Region neu abstimmen

Wir haben in den letzten 20 Jahren viel in die englische Kirche geschaut, weil dort ein spannender Prozess der inneren Reform unter vergleichbaren gesellschaftlichen Bedingungen stattfindet. Zwei Gedanken dazu von Bischof John Finney⁸ gebe ich weiter:

Der erste sagt etwas über die erstaunliche Pluralität in den Formen - die Engländer probieren vieles erst, bevor sie anschließend (!) vorsichtige rechtliche Rahmen setzen. Ortsgemeinden gibt es

- *Selbständig*: by themselves/für sich.
- *In a team/im Team* – formal, also ähnlich wie unser Gemeindeverband. Eine Unterform dazu ist: *Rector and Team Vicars*, also so etwas wie Leitender Pfarrer und Pfarrteam.
- Das *'minster model'* ist schwer zu übersetzen: Es meint ein regionales Zugpferd („Münster“) mit Tochter-/Filial-Gemeinden.
- Der *Gemeindecluster* (in a cluster) ist die Zusammenfassung einer Gruppe von Gemeinden.
- *Informal/informell* (agreement to work together) meint freiwillige Absprachen mit Übereinkunft zur Zusammenarbeit.

Eine „Missionarisch Volkskirche“ zu werden fordert alle Ebenen unserer Kirche heraus. Finney unterstreicht: In England gibt es unter der großen Freiheit der Formen eine wachsende innere Übereinstimmung. Das verändert auch die Region bzw. das Bistum. Drei Beispiele:

⁷ W. Härle/J. Augenstein/S. Rolf/A. Siebert, *Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden*, mit denen es aufwärts geht, Leipzig 2009

⁸ Ein Buch, in dem dieser weise Kenner der deutschen und englischen Kirche eine vergleichende Summe seiner Beobachtungen und Impulsen aus beiden Kirchen vorlegt, ist: Finney, John: *To Germany with Love*. Neukirchen-Vluyn 2011 (BEG-Praxis)

- Der Kirchenkreise/die Gesamt-Kirche⁹ können Gemeinden bitten, eine Aufgabe stellvertretend für die gesamte Region zu übernehmen.
- Aufgrund von Beratungen mit den Gemeinden werden regionale "Missionspläne" erstellt, die Besetzungen, Cluster oder innovative Experimente beinhalten.
- Der Kirchenkreis/die Region wird als Missionsgebiet gesehen – v.a. im ländlichen Bereich.

Ich plädiere für ein Zusammenhalten von Subsidiarität und gemeinsamer synodaler Verantwortung für regionale Räume: beides darf nicht zur Alternative hochgepuscht werden, beide sind zu wichtig, und beide sind in unserer Kirchenverfassung wertgeschätzt. *Subsidiarität* kommt von lat. subsidium/Unterstützung, sie wird zugleich der Eigenverantwortung und der gegenseitigen Unterstützung gerecht. Wikipedia überrascht uns damit, dass Subsidiarität nicht der katholischen Soziallehre des 19. Jahrhunderts entstammt, sondern ur-evangelische Wurzeln hat: „Die Formulierung des Subsidiaritätsprinzips reicht in die Zeit unmittelbar nach der Reformation zurück und hat ihren Ursprung in der calvinistischen Konzeption des Gemeinwesens. Die Synode in Emden (Ostfriesland, 1571), welche über das entstehende neue Kirchenrecht zu befinden hatte, entschied in Abgrenzung zur bisher geltenden zentralistischen katholischen Kirchenlehre, dass Entscheidungen jeweils auf der niedrigst möglichen Ebene getroffen werden sollen“¹⁰.

Subsidiarität muss gegenseitig sein, auch regionale oder landeskirchliche Leitungsgremien können die Solidarität derer erwarten, die sie gewählt haben. Entscheidung gehören dorthin, wo mit wenig Aufwand beste Ergebnisse zu erzielen sind: Was lokal besser geht, soll lokal bleiben, was regional/national besser geht, gehört dorthin. Was heißt das für Parochie und Kirchenkreis? Lokale Verantwortung gehört auf eine möglichst niedrige Ebene - in die Region gehört das, was alle angeht. - Ort und Region haben beide ihre Versuchungen: Die Region tendiert zur Technokratie der Fachleute, die Parochie zum Kirchturmdenken. Vor ihren Versuchungen können sie sich nur gegenseitig bewahren.

Wenn wir Ortsgemeinden und Region neu abstimmen, dann gehören an den *Ort* z.B.:

- Kirchliche Präsenz und gottesdienstliche Grundangebote: Der Name Gottes soll verkündigt werden.
- Lokale Profile: So gut wie jede Gemeinde hat auch ein besonderes Profil - und das ist gut so; uniforme McChurch-Filialen hat es bei den Protestanten noch nie gegeben. -
- Angebote der Nähe: Erreichbarkeit und Zugänglichkeit. Subsidiarität setzt auf das Kleinverteilersystem der Parochie – es bietet eine Nähe und Erreichbarkeit, um die uns andere gesellschaftliche Gruppen beneiden.
- Unschlagbar bleibt der Ort bei mobilitätsbegrenzten Zielgruppen: Das gilt fürs Dorf genauso wie für das großstädtische Quartier.

In die *Region* gehören - und ich unterscheide hier nicht zwischen übergemeindliche Kooperationen, synodalen Diensten, Kirchenkreis oder profilierten Orten mit regionaler Ausstrahlung - z.B.:

- Viele der unerreichten Zielgruppen: z.B. mobile Entdecker, die meisten der postmodernen Milieus und Mentalitäten. Warum nicht z.B. regionale Konfirmandenarbeit durch an anderen Punkten dafür entlastete Begabte?
- Fachkompetenzen (z. B. Beratung, Seelsorge, ..).
- Gemeinsame Fortbildungen.
- Regionale missionarische Impulse.

6. Mehr-wert: Missionarische Nebenwirkungen

⁹ Eine Diözese in der anglikanischen Kirche entspricht eher der Größe einer mittleren Landeskirche, die regionale Ebene (Deanery) ist kleiner als ein Kirchenkreis.

¹⁰ Vgl. dort das Zitat aus den Emdener Beschlüssen: „Provinzial- und Generalsynoden soll man nicht Fragen vorlegen, die schon früher behandelt und gemeinsam entschieden worden sind [...] und zwar soll nur das aufgeschrieben werden, was in den Sitzungen der Konsistorien und der Classicalversammlungen nicht entschieden werden konnte oder was alle Gemeinden der Provinz angeht.“ – 1571 Emdener Synode. Zit. nach wikipedia Artikel Subsidiarität (eingesehen am 23.5.2011)

Der Philosoph Schopenhauer war skeptisch angesichts unserer Gemeinschaftsfähigkeit. Nach ihm sollten Igel¹¹ immer etwas Abstand halten, aus verständlichen Gründen. Aber es war kalter Winter, so dass sie zusammenrückten. Aber in der Nähe pieksten die Stacheln der andern, also rückten sie wieder auseinander. Nach kurzer Zeit froren die armen Igel, rückten wieder zusammen - und begannen sich wieder zu stechen. Haben wir eigentlich nur die Wahl zwischen distanzierter Kühle oder anstrengender Kooperation?

Jesus war anderer Meinung: Das Urmodell jeder innerkirchlichen Gemeinschaft ist das Mahl des Herrn, das Abendmahl. Wenn wir kommen, erfahren wir zeichenhaft, wie Jesus Gemeinschaft baut. Nicht mit Argumenten oder mit Druck, sondern indem er sich selbst gibt. Alle Verheißungen für eine missionarische Kooperation sind darin bereits enthalten:

- Wir werden *angenommen* – müssen unseren Wert nicht erst durch unsere Leistung beweisen. Kooperation akzeptiert die Partner wie sie sind.
- Wir werden *beschenkt* – wir müssen nichts mitbringen, wir dürfen etwas empfangen. Zusammenarbeit hat immer einen Geschenkeffekt
- Wir werden *gestärkt* – die Elemente greifen zurück auf die Grundnahrungsmittel Jesu, auf Brot und Wein. Erwarten Sie, dass jede Begegnung Sie neu ausrüstet – und vergessen Sie nicht, sich auch zum Essen einzuladen.
- Wir werden gemeinsam *gesandt*: Die Kirche in der Region ist nicht ein CDU (Club der Übereingestimmten). Wir sind die, die er zusammengerufen hat, so sendet er uns aus, um das Evangelium unter die Leute zu bringen. Nicht alleine, sondern gemeinsam.

Übrigens: Mit meinem Bahn-Mitreisenden habe ich dann getauscht. Er hat mir die Sicherheitsfunktion meines Laptops erklärt, ich habe ihm eine digitale Bibel überspielt. Ob er darin liest, ob ihn das anspricht, ob er sich eine Gemeinde sucht und eine ihn ansprechende findet - all das ist Gottes Problem. Auch bei der Weitergabe des Evangeliums bin und bleibe ich Teil einer langen Kette von Kooperationen.

Verfasser: Pfr. Hans-Hermann Pompe, Leiter des Zentrums Mission in der Region

Standort Dortmund: Olpe 35, 40135 Dortmund, Tel: 0231 - 540934, eMail: info@zmir.de, pompe@zmir.de

Internet: www.zmir.de

¹¹ Im Original dieser häufig zitierten Parabel sind es Stachelschweine (Parerga und Paralipomena, Leipzig 1890, Bd V, 689)